

Friedrich-Wilhelm von Hase (Hg.)

Hitlers Rache



Das Stauffenberg-Attentat und seine Folgen
für die Familien der Verschwörer

dreht sich noch alles, ich kann kaum richtig antworten, geschweige die richtigen Geb.Daten angeben, sie mir auszurechnen bin ich auch nicht in der Lage. Es ist ja auch alles so belanglos geworden.

Sonntagmorgen ist Gottesdienst, doch wir »Politischen« dürfen nicht hingehen. So sitze ich still auf meinem Stuhl, sehe durch die Gitterfenster zum Akazienbaum und weiter zu dem gelben dicken Turm mit der Alarmsirene.

Eigentümlich wirkt die beinahe monotone Stimme des Predigers und der Gesang dieser Gemeinde auf mich. Tod und Leben wieder einmal eng nebeneinander. Was mag uns allen nun noch bevorstehen? Mutti in Station I, Zelle V. Alexander in der Lehrter Str., und was aus den anderen geworden ist, wissen wir nicht. An das »Gebet um Kraft« von Walter Flex muss ich immer unwillkürlich denken. »Nicht wo Du hast gestanden, fragt man in jener Welt; doch wie Du hast gestanden, wohin Du warst gestellt!« Werde ich je in die Freiheit wiederkommen, oder steckt man mich in ein Konzentrationslager? Den Wert der Freiheit versteht man wohl erst jetzt, wo man nicht mehr dort hingehen kann, wohin man möchte.

Die Gedanken kreisen viel um den Tod und das »Nachher«. Was sagen wohl andere Menschen darüber, man möchte viel lesen, doch jetzt hat man nichts, vorher hatte man nie Zeit für solche Sachen, aber jetzt, wo man jeden Augenblick doch auf alles gefasst sein muss?

Ob er's denn wisse, was dann drüben käme, voll Neugier fragte einer so den Tod. Der schwieg verlegen, wurde dann sehr rot, als ob er seiner Unkenntnis sich schäme, und sagte: Nein! Was wisse denn das Schrot im Herz des Hasen, wenn's im Sprung ihn lähme, das holde Licht aus seinen Augen nähme? Er selber esse nur armselig Brot des Angestellten, sei ein Jägerknecht ...¹⁸

Der Tod nur ein Jägerknecht, meint ein Dichter, ob er recht behält? Einmal wird sich die Frage lösen, doch was mag bis dahin alles noch geschehen?

Und diese Gedanken bleiben weiterhin unerforschliche Rätsel.

Stifter spricht von der Lücke, die der Tod reißt: Wenn uns ein Gegenstand der Liebe aus dem Leben entrückt ist, so empfindet das Herz oft eine unermessliche Vereinsamung. Trostgründe sind da unrecht angebracht, sie füllen die Leere nicht aus, aber Liebe, die uns entgegenkommt, verhüllt doch wenigstens den Abgrund. –¹⁹

Liebe durch die Wärterinnen?

Doch die Lücke muß getragen werden, und der Schmerz muß als eine weise Anordnung Gottes hingenommen werden. Denn es gibt nichts Läuterndes für das menschliche Herz als ihn. Der Schmerz ist ein heiliger Engel und durch ihn sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden der Welt.

Und was heilt nun die Schmerzen?

Die Zeit etwa?

Melodien heilen unsre Schmerzen
und das Glück,
Das verlorene, bringen sie zurück;
Balsam sind sie unsern kranken Herzen.

Von der Erde, wo wir rastlos fronen
Sklaven gleich,

tragen sie uns in ein Strahlenreich
wie auf Flügeln seliger Dämonen.
Rauschet, rauschet fort, ihr Zauberlieder!
Weltenfern,
Sinkt die Erde, unser blutger Stern
Und die Liebe selber perlt hernieder.

Dies die Meinung Ricarda Huchs.

Maria beschreibt ihre Gefühle nach dem 20. Juli als eine Art tiefer Hilflosigkeit. »Die Kommandantur war zunächst durch Soldaten mit Maschinengewehren, die auf die Straße gerichtet waren, besetzt, dann wurden sie umgedreht. Bald stand auch eine Wache, mit einem Gewehr bewaffnet, vor unserer Wohnungstür. Zunächst durften wir unsere Privaträume nicht verlassen. Aber dann wurde diese Maßnahme wieder aufgehoben.« In dieser Situation habe die treue Köchin Hildegard einige von Marias Schmuckstücken an sich genommen, um diese ihr später wieder zukommen zu lassen, wurde doch der gesamte Besitz der Familie zunächst einmal beschlagnahmt.

In der Untersuchungshaft, so berichtet Maria, habe sie überhaupt keinen Außenkontakt gehabt und habe fast zwei Monate mit niemandem ihrer Schicksalsgenossinnen sprechen können. Denn die politischen Gefangenen wurden in Einzelzellen verwahrt. In Marias Nachbarzelle saß die Frau von General Friedrich Olbricht und in ihrer Nähe befand sich auch die Schwester von Regierungsrat Dr. Hans Bernd Gisevius. Wer sonst noch in ihrem Zellentrakt war, hat sie nie in Erfahrung bringen können.

Sehr belastend war es natürlich für die Häftlinge, dass sie während der zahlreichen Luftangriffe in ihren verschlossenen Zellen bleiben mussten. Nur einmal erhielt Maria Besuch vom Gefängnispfarrer Harald Poelchau, von dem bei dieser Gelegenheit geführten Gespräch ist ihr aber nichts mehr in Erinnerung geblieben. Während ihrer gesamten Haft wurde Maria nur einmal von einem Gestapobeamten verhört. Vermutlich erwartete man von ihr keine für die Aufklärung dienlichen Aussagen.

Wie bereits aus den Tagebucheintragungen deutlich wird, hatte Maria während der Haft keine Möglichkeit, seelisch mit der furchtbaren Nachricht vom Tode ihres Vaters fertigzuwerden, die ihr unter der Hand zugetragen wurde. »Ich war auf diese furchtbare Nachricht einfach nicht vorbereitet«, so erinnert sie sich heute. »Ich weinte nicht einmal. Es war einfach zu viel für mich. Und natürlich durfte ich keine Reaktion auf die mir zugetragene Nachricht zeigen. Wäre es doch sonst für meine Informantin und für mich höchst gefährlich gewesen.« Außer der Nachricht, die ihr im Vorbeigehen zugeflüstert wurde, hatte sie noch eine andere Informationsquelle. »Wir erhielten nämlich«, so erinnert sie sich, »anstelle von Toilettenpapier größere Zeitungsstücke. Und in einem hier abgedruckten Artikel stand zu lesen, wer alles von den Verschwörern bereits am 8. August 1944 hingerichtet worden sei. Offenbar hatte irgendjemand«, so berichtet Maria, »gerade diesen Artikel für mich ausgeschnitten und mir zukommen lassen.«

»Glücklicherweise wurden meine Mutter und ich am gleichen Tag, es war der 30. September 44, wieder aus dem Gefängnis entlassen.

Da wir nicht wussten, wohin wir uns wenden sollten, dazu sämtlicher Mittel beraubt waren und der Familienbund uns ausgestoßen hatte, ging Mutti mit mir zu Schleichers.

Klaus Bonhoeffer, Dietrichs Bruder, kam heraus und ging mit Mutti im Garten spazieren, um sicher zu sein, dass er nicht belauscht würde; ich selber war auch nicht dabei.

Anschließend fuhren wir zu Tante Hanna nach Dedeleben zu ihrem Rittergut. Mein jüngster Bruder, Friewi, war in Bad Sachsa gewesen. Ich selber war nicht da, als er am 6. Oktober 44 ebenfalls nach Dedeleben zurückkehrte.

Bis die Amerikaner kamen, blieben wir in Dedeleben bei der Tante. Dort wurde unsere Mutter auch einige Male von amerikanischen Offizieren interviewt. Sie hatten von unserem Schicksal gehört und waren folglich sehr freundlich, was hier dankbar erwähnt sei.

Nach einiger Zeit sagte einer der amerikanischen Offiziere zu mir, dass die Russen bald Dedeleben besetzen würden, was auch tatsächlich am 1. Juli 1945 geschah. Auf Grund der Nachricht, dass auch dieser Teil Deutschlands bald zur SBZ, d. h. zur Sowjetischen Besatzungszone, gehören würde, riet meine Mutter ihren Freundinnen: »Bringt euer Hab und Gut in Sicherheit«, d. h. in die künftige Westzone. Sie folgten diesem Rat nicht und wurden so noch 1945, nachdem die kommunistische Herrschaft einmal etabliert war, zwangsenteignet.

Rasch entschlossen bereitete unsere Mutter dagegen unsere Flucht weiter nach Westen vor, und zwar nach Bad Driburg, wo wir von Graf und Gräfin Oeynhausens, den Besitzern des Thermalbades und Freunden der Eltern, herzlich aufgenommen wurden. So waren wir zunächst einmal in Sicherheit.

Allmählich gewöhnten wir uns auch an die neue Umgebung. Ich nahm in Heidelberg meine Universitätsstudien wieder auf, aber diesmal waren es nicht die Wirtschaftswissenschaften, sondern Fremdsprachen, die ich nun am Dolmetscherinstitut belegte.«

Maria erinnert sich noch heute mit großer Dankbarkeit an Dr. Howarth Hong, Senior Field Representative der Lutheran World Federation und Professor am Saint Olaf College in Northfield in Minnesota. Dr. Hong vermittelte ihr bereits 1948 ein Stipendium in die USA. »Dort wurde ich mit unvergleichbarer Herzlichkeit und großer Gastfreundschaft aufgenommen und musste immer wieder von meinen Erlebnissen berichten, Rundfunk- und Zeitungsinterviews geben. Am 28. Dezember 1951 heiratete ich einen amerikanischen Theologen deutscher Herkunft in New York und so wurde mir das Land zur neuen Heimat.«

Alexander von Hase – der ältere Sohn

Alexander von Hase, Dr. phil. mult., war am 20. Juli 1944 gerade einmal 19 Jahre alt und studierte an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin Geschichte. Die hier berichteten Ereignisse wurden auf die wiederholten Bitten des Herausgebers schließlich von ihm zu Papier gebracht und im Februar 1999 abgeschlossen. Dieser Zeitzeugenbericht ist folglich in großem zeitlichen Abstand zu den vom Autor erlebten Ereignissen entstanden. Aber Alexander von Hase besaß ein ganz außerordentliches Gedächtnis für Personen und Gegebenheiten. Und verständlicherweise hatten sich die hier mitgeteilten dramatischen Ereignisse tief und bleibend in seine junge, höchst empfindsame Seele eingepreßt und immer wieder aufbrechende, schmerzende Spuren für den Rest seines Lebens hinterlassen. Der Bericht zeichnet sich durch eine erstaunlich distanzierte Betrachtung des Erlebten aus. Vielleicht war es sogar für ihn heilsam, dass er kurz vor seinem Lebensende diese so

schmerzlichen Ereignisse noch einmal rational durchdringen sowie ordnen und niederschreiben musste.

(1)

Bekanntlich widersprachen sich am Nachmittag und am Abend des 20. Juli die Nachrichten hinsichtlich der Frage, ob das Stauffenberg-Attentat gelungen sei oder nicht. Dieses veranlasst [sic] meinen Vater, Generalleutnant Paul v. Hase, das Generalkommando am Hohenzollernplatz aufzusuchen, um sich Gewissheit über die Lage zu verschaffen. Als er von dort etwa gegen 22 Uhr zurückkehrte, war die Kommandantur von Einheiten des Wachbataillons umstellt. Ohne Rücksicht darauf, dass die Verantwortlichen des Einschließungskommandos versuchten, ihm den Weg zu verlegen, bahnte er sich zu seinem Dienstsitz Bahn [sic], in dem sich auch seine Dienstwohnung befand. Etwa gegen 23 Uhr bekam er die Anweisung, sich in das Propaganda-Ministerium zu begeben, das zugleich Sitz des Reichsverteidigungskommissars war. Als solcher wirkte Joseph Goebbels – es zeigte sich die Zuordnung aller Reichsbehörden auf die Partei – in seiner Eigenschaft als Gauleiter von Berlin. Etwa im gleichen Augenblick, in dem er die Anweisung erhielt, sich zu dem Amtssitz des Reichsverteidigungskommissars zu begeben, hörte er auch, dass die Spitzen des Aufstands Beck, Olbricht und Hoepner zu »Meuterern« erklärt worden seien und sich General Reinecke zum Angriff auf das OKH anschickte. Damit stand außer Zweifel, dass der Aufstand gegen Hitler zusammengebrochen sei. Bei seiner Fahrt zu Goebbels nahm sich mein Vater Major v. Massenbach mit, um ihm Adjutantendienste zu leisten. Obwohl er sich hinsichtlich der von ihm ergriffenen Maßnahmen, die auf die Auflösung des NS-Staates zielten, auf Befehl der Bendlerstraße, also des OKH, berufen konnte, war das ihm entgegengebrachte Misstrauen natürlich groß. So war er bei seiner Fahrt zu dem Goebbelsministerium von einem zweiten Wagen begleitet, in dem zwei Feldwebel des Wachbataillons mit entscherten Maschinenpistolen saßen. Nachdem wir in den Nachtstunden Hitlers hass- und racheerfüllte Rede hörten, fürchteten wir, vorab meine Mutter, er könnte sofort erschossen worden sein. Ich stand damals kurz vor meiner Einberufung zum Militär.

Solange sich mein Vater in der Kommandantur befand, war diese durch Soldaten eines der ihm unterstellten Landeschützen-Bataillone abgesichert. Da die Landeschützen ihre Gewehre nach außen gerichtet hielten, zielten sie auf die Soldaten des Wachbataillons, die ihre Gewehre ihrerseits auf die Landeschützen gerichtet hatten. Es war eine Lage ziemlich ohne Vergleich. Die sich mit ihr verbindenden Gefahren wurden in der Nacht beseitigt, indem die Landeschützen den Befehl zum Abrücken erhielten. Kurz darauf rückten die Soldaten des Wachbataillons in die Kommandantur ein, die an allen wesentlichen Punkten von ihnen besetzt wurde. Doch betraten sie unsere Wohnung nicht. Im Verlauf der Nacht verfügte Oberstleutnant i. G. Schöne, der nicht zu den Mitwissern der 20.-Juli-Verschwörung zählte, die Verhaftung von Major Hayessen. Es handelte sich um einen jungen Generalstabsoffizier, der nach Durchgabe des Stichworts »Walküre« von General Olbricht der Kommandantur zugeordnet worden war. Zwei Unteroffiziere hielten jetzt die Gewehre auf ihn gerichtet. Meine Mutter bekam auf ihre Bitte hin die Erlaubnis, ihm etwas zu essen zu geben. In den Morgenstunden übernahm Oberst Manitius in seiner Eigenschaft als Kommandant von Spandau vertretungsweise die Geschäfte meines Vaters. Ihm folgte am 22. Juli General Hofmeister, der Jahre zuvor einmal als Ia zur Kommandantur Berlin

gezählt hatte. Obschon er im Geruch stand, der Partei und besonders des SS nahezustehen, gab er sich höflich und korrekt.

Es war wohl General Hofmeister, der den Befehl erteilte, die Einschließung der Kommandantur aufzuheben, sodass man sich wieder schwierigerlos auf die Straße begeben konnte. Einer der Ersten, der uns besuchen kam, war Major von Massenbach, der uns erzählte, dass mein Vater als Gefangener aus dem Goebbelsministerium abtransportiert worden sei. Sein Wagen wäre von Panzern begleitet worden, wohl um einen möglichen Befreiungsversuch zu verhindern. An den folgenden Tagen kam auch General v. d. Lochau, der um die Mitte der Zwanzigerjahre, als der Verstorbene als Kompaniechef in Wünsdorf im I. R. 9 [sic]²⁰ stand, sein Bataillonskommandeur gewesen war. Endlich kam auch am 26. oder 27. Juli der Generalrichter Dr. Rosencrantz.²¹ Er versicherte meiner Mutter in meiner Gegenwart, dass unerachtet der Arretierung meines Vaters durch die Gestapo ein Prozess gegen ihn nur vor dem Reichskriegsgericht stattfinden könnte. Es sei wohl anzunehmen, dass der meinem Vater wohlbekannte Oberreichskriegsanwalt Dr. Kraell ihn nur mit größter Vorsicht zum Objekt einer Anklage machen würde. Als er dies erörterte, öffnete sich die Tür zu dem Wohnraum, in dem wir saßen, und herein traten zwei Beamte der Geheimen Staatspolizei. Sie hatten einen Haussuchungsbefehl, der nicht der erste in seiner Art war. Da sie die Personalien des hohen Militärjuristen erfragten, dürfte es für sie ein Leichtes gewesen sein, sich eine Vorstellung von dem zu machen, über das gesprochen wurde. Fraglos werden sie nicht gezögert haben, ihre Begegnung mit Dr. Rosencrantz bei meiner Mutter zur Meldung zu bringen. Es dürfte die maßgeblichen Persönlichkeiten in ihrem Vorhaben bestärkt haben, den Prozess gegen die militärischen Hauptverschwörer des 20. Juli dem Volksgerichtshof zu übertragen.

Von meinem Vater selbst erhielten wir am 23., 24. und 27. Juli je einen Brief, den uns ebenfalls Gestapobeamte übergaben. Sie deuteten an, dass die über ihn verhängte Ehrenhaft diskutable Züge trug. Zudem legten sie die Vermutung nahe, dass sich mein Vater in einem Villenvorort Berlins befand, wobei wir wohl richtig auf Wannsee tippten. Angesichts der sich stellenden Fragen suchte meine Mutter den bekannten Berliner Rechtsanwalt Graf Rüdiger v. d. Goltz auf. Goltz hatte sich 1938 als Verteidiger des Generalobersten Freiherrn v. Fritsch einen Namen gemacht. Zudem war er uns verwandt, da er durch seine Mutter Hannah v. Hase an unserer väterlichen Familie hing. Doch Goltz, dem bereits die Verteidigung Dohnanyis oblag, wollte sich nicht mit der noch heikleren Verteidigung meines Vaters belasten. So blieb es nur beruhigend, dass Prof. Rüdiger Schleicher, der mit Ursula Bonhoeffer verheiratet war, eine ähnliche Meinung wie Dr. Rosencrantz vertrat. Nämlich dass ein Prozess gegen meinen Vater wohl nur vor dem Reichsgericht stattfinden könne, zumal dieses im Rahmen der Wehrmacht für alle Fragen des Hoch- und Landesverrats zuständig war. Schleicher war Professor für Luftrecht und trug die Uniform eines Militärrichters im Oberstenrang.

Es war wohl so, dass die Mehrzahl der intellektuell ausgerichteten Elite mit dem Attentat sympathisierte. Dennoch bleibt es erstaunlich, dass mich der bekannte Bismarckforscher, Prof. Schüssler, nach einer wohl am 25. Juli stattgefundenen Vorlesung zu sich rief und von seinem Bedauern über das Misslingen des Attentats sprach («Warum hat der Stauffenberg dem Hitler nicht zwei Bomben unter den Tisch gestellt?»). War doch in diesem Augenblick noch nichts offiziell über die Beteiligung meines Vaters an der Verschwörung bekannt geworden. Kommentierend sprach Schüssler von seinen